

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 30/1 (2003)

DOI: 10.11588/fr.2003.2.63494

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

dant la grande guerre. C'est l'univers même des médias qui est mis en accusation à travers le lecteur fasciné par une feuille de papier qui lui dissimule le monde.

François MOUREAU, Paris

Alfred MESSERLI, Roger CHARTIER (Hg.), Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900. Vergleichende Perspektiven – Perspectives comparées – Perspettive comparate, Basel (Schwabe) 2000, 652 S.

Bisher wurde die Geschichte des Lesens und des Schreibens getrennt voneinander geschrieben. Der Titel des vorliegenden Sammelbandes signalisiert, daß hier ein gemeinsamer Weg beschritten werden soll. Am Anfang stand eine Tagung, bei der Wissenschaftler unterschiedlichster Provenienz 1996 in Ascona unter der Leitung von A. Messerli sowie R. Chartier erstmals den Versuch unternahmen, auf breiter Basis Lese- und Schreibpraktiken in ihren vielfältigen Erscheinungsformen, gegenseitigen Beziehungen, Abhängigkeiten von geographischem Raum sowie Geschlecht der Textproduzenten und Rezipienten zu analysieren. All dies soll für das Europa von 1500 bis 1900 in Angriff genommen werden. Ein riesiges Forschungsfeld, das – nehmen wir es gleich vorweg – natürlich auch ein imposanter Band wie dieser (650 Seiten mit 32 Beiträgen¹ in fünf Sprachen) bestenfalls annähernd bearbeiten kann. Viele Referenten sind bemüht, Lesen und Schreiben als sich bedingende Kulturpraktiken zu behandeln, doch nur einige thematisieren beides. Schon allein aufgrund der lückenhaften Forschungslage steht das Schreiben im Mittelpunkt. Europa bleibt weitgehend auf die Mitte (vor allem den deutschsprachigen Raum) und den Südwesten beschränkt, der Osten fehlt vollständig. Die zeitliche Spanne reicht zwar von 1502 bis zum Ersten Weltkrieg, der Schwerpunkt liegt aber eindeutig auf dem Ancien Régime und reicht bis ins 19. Jh.

Einleitende Überlegungen liefern die Herausgeber (S. 9–32), zusammenfassende Desiderata findet man in der *conclusion* von A. PETRUCCI (S. 611–618). Sie bilden sozusagen den legitimierenden Rahmen für fünf große Themenbereiche. In der ersten und umfangreichsten Gruppe (S. 35–185) geht es um Schreibpraktiken verschiedener sozialer Schichten, zumeist handelt es sich um Bauern oder einfache Stadtbürger, in einem Fall um adlige Familien. Die zwangsläufig regional und zeitlich begrenzten Untersuchungen befassen sich mit unterschiedlichsten Formen alltäglicher und privater Schriftlichkeit: Rechen- und Hausbüchern, genealogischen Kompilationen zum Zwecke des Adelsnachweises bzw. der Identitätsstiftung, Schreibebüchern mit Reflexionen über die »condition humaine«, Schreibkalendern, deren Spatium benutzt wurde, um Vergangenes nicht etwa Zukünftiges zu notieren. Kurios mutet das Journal eines Landwirts an, der minutiös Buch führt über Feldarbeit, Handel, Dorfgeschehen und Familienereignisse und darüber hinaus das Aufgeschriebene mit Hilfe eines selbsterstellten Registers – wie in einer Art Chronik – leicht einsehbar macht. Besonders eindrucksvoll ist der ausführliche Beitrag von J. HÉBRARD. Er beschreibt in einer Langzeitstudie, die von der Aufhebung des Ediktes von Nantes bis zum Ersten Weltkrieg reicht, wie seine Vorfahren in den südfranzösischen Cevennen mit der zunehmenden Bedeutung insbesondere von Schriftlichkeit umgingen. Abhängig vom Aufgabenbereich entwickelten sich unterschiedliche Leseinteressen bzw. Schreibfähigkeiten. Vor allem in früheren Jahrhunderten wurden diesbezügliche Defizite des einzelnen vom Familienverband kompensiert. Innerhalb des zweiten Themenbereichs (S. 189–262) befassen sich vier Beiträge mit der für die Vermittlung der Kulturtechniken Lesen und Schreiben zuständigen Instanz: der Schule. Untersucht wird die Frühgeschichte schuldidaktischer Texte sprich Lesefibeln, die sich der Syllabiermethode bedienten, oder die Einflußnahme der Kirche – indirekt durch

1 Die Länge der Untersuchungen ist höchst unterschiedlich. Sie reicht von 8 bis 48 Seiten.

Konzentration auf Katechismuslektüre oder direkt durch Nachhilfeunterricht beim Pfarrer. Das Lesen von Handschriftlichem galt in niederen Schulen der Schweiz noch bis 1830 als – über das Rezipieren von Gedrucktem hinaus – zusätzliche Kompetenz, meist für Jungen.

Diverse Produzenten von Texten stehen im Mittelpunkt der dritten Gruppe (S. 265–382). Da geht es zunächst um Frauen der englischen Oberschicht, die in der 2. Hälfte des 17. Jhs. Autobiographien verfaßten, dann um einen Handwerker, der prophetisch-poetische Bekundungen spontan aufzeichnete und auf seinen Reisen durch die Schweiz zu Gehör brachte, schließlich um zwei Lutheraner, die während des Dreißigjährigen Krieges literarische Stoffe und Motive verarbeiteten, aber auch Prophezeihungen von Kriegen oder Katastrophen auf Flugschriften kolportierten. Besonders erhellend ist das von F. M. EYBL beschriebene komplexe »Kommunikationsmodell Kloster« am Beispiel des Benediktinerklosters Melk im 18. Jh. Dort wurden Regeln für das Lesen, Sprechen und Schreiben aufgestellt, Beweis dafür, daß die individuelle Praxis sehr verschieden war, deshalb der Lebensgemeinschaft angeeignet werden mußte. Bei der Textproduktion ging es ausschließlich um religiös erbauliche Schriften. Doch deren Verbreitung zeigt dann, daß ein Kloster schon damals – trotz strenger Verordnungen – kein geschlossenes Kommunikationssystem war, im Gegenteil: die klösterliche Abgeschlossenheit führte zu einem erhöhten Bedarf an solchen weltlichen Lektürestoffen, die in der Klosterbibliothek nicht präsent waren. Die erlaubten Kontakte zur Außenwelt (Pfarrseelsorge, Umgang mit den Chorknaben, private Korrespondenz) wurden in zunehmendem Maße genutzt, um unerlaubte Bücher einzuschleusen. Ob »Werther« oder »Encyclopédie«, das aufklärerische Gedankengut führte schließlich zum Zusammenbruch des althergebrachten Kommunikationskreislaufs.

Der vierte Themenbereich setzt sich mit Briefkommunikation auseinander (S. 385–480). Erörtert werden Bedeutung oder Nützlichkeit von Briefstellern, seien es Anthologien von Briefen berühmter Autoren oder Anleitungen zum Briefeschreiben mit ihren gedruckten normativen Vorgaben. Am Beispiel von Bittschriften der Untertanen an die Herzöge von Parma rücken sogar die angewandten sprachlichen Strategien ins Blickfeld. Auch der Sonderfall »Leserbriefe« wird behandelt. Die Zuschriften an Bernardin de Saint-Pierre ermöglichen, die Rezeption seiner Werke beim Leser nachzuvollziehen – sie reicht vom Beschreiben des Lektüreerlebnisses bis hin zu selbständiger literarischer Produktion. Die Briefe eines deutschen Tischlergesellen, der als Soldat während des Krieges 1870/71 aus Frankreich seiner Ehefrau das Neueste übermittelte, wurden – weitab jeglicher Diskretion – der gesamten Verwandtschaft zur Kenntnis gebracht. War die Zuordnung einzelner Beiträge schon bei den vier ersten Themenbereichen gelegentlich schwierig (was hat die Durchsetzung der optischen (!) Telegraphie mit Briefkommunikation oder die gerichtlich geahndete Verwendung volkstümlicher Formeln als Zaubersprüche mit autobiographischem Schreiben zu tun?), gerät die fünfte Gruppe »Lire, écouter, voir« zum Sammelbecken für Sonstiges (S. 482–608). Immerhin werden weitere wichtige Varianten der Produktion, Rezeption und Distribution von Texten angesprochen und die (Semi-)Oralität einbezogen. Dabei geht es um die Bedeutung des Rezitierens von Gedrucktem, um professionell verfaßte Spottlieder und solche aus der mündlich lokalen Tradition, sowie um Volkslieder, die auch in Abschriften weitergereicht wurden. Eine Untersuchung analysiert das Zusammenspiel von Text und Illustration und die damit einhergehende Beeinflussung des Lesers. Nachgewiesen wird auch, daß im Zeitalter des Humanismus Sentenzensammlungen handschriftlich erstellt wurden, zum Zwecke der Bildung später dann ihre gedruckten Nachfolger zu Lieferanten für Redeschmuck und Zitate verkamen. Weitere Sonderfälle sind der Übersetzer als privilegierter Leser, der sich besonders intensiv und kritisch mit dem Original auseinandersetzt, oder der Literat, den das dokumentarische Studium historischer Quellen zur literarischen Aufbereitung der Quellen inspiriert. Bedauerlicherweise sind vier Referate, u. a. das von R. SCHENDA, nicht abgedruckt, sie hätten das Gesamtbild sicher weiter abrunden können.

Von einer vergleichenden Perspektive kann indes kaum gesprochen werden. Die Entwicklung einer zunehmenden Schriftkompetenz und -praxis dürfte fraglos phasenverschoben verlaufen sein und sich durch unterschiedliche Grade auszeichnen, doch konkrete Ländervergleiche werden dazu nicht geliefert. Schon die Gegenüberstellung von Deutschland und Frankreich würde zu einer Vielzahl von Problemen führen, wenn man bedenkt, welche großen Differenzen es allein nach Regionen, Schichten und Epochen gab. Das gleiche gilt für den Forschungsstand bei Einzelphänomenen. Dazu ein Beispiel: MESSERLI rekurriert in der Einleitung auf die Auswertung Pariser Nachlaßverzeichnisse aus den fünfziger Jahren des 18. Jhs.: Er übernimmt dabei korrekterweise ein Zitat von CHARTIER (S. 22), das allerdings nur auf den ersten Blick Aktualität verspricht. Denn bei der 1990 ins Deutsche übersetzten Fassung handelt es sich um einen Aufsatz, der erstmals 1982 publiziert wurde und Ergebnisse aus der Frühgeschichte der französischen Buchhistorie von 1978 verwertet². Daß Lesen und Schreiben keinerlei Buchbesitz voraussetzt, ist also für Frankreich längst bekannt und hinlänglich bewiesen. Wie steht es damit in anderen Ländern? Ein weiteres Problem ist das der Diskussionsprache. Bei einem mehrsprachig angelegten Projekt wie diesem wurde während der Tagung einheitlich französisch gesprochen, warum verzichtet man in der Druckfassung auf Resümees in einer anderen Sprache (oder einheitlich in englisch)? Nur so wäre zumindest einigermaßen sichergestellt, daß die neun italienischen und der spanische Beitrag, die fast ein Drittel des Bandes ausmachen, vom durchschnittlichen Nutzer mit Gewinn rezipiert werden können.

Einige Themen sind alles andere als zentral, und so manches Ergebnis bleibt im Ansatz stecken: Wenn Schriftstücke in Nachlaßverzeichnissen einfacher Haushalte vermehrt aufgeführt werden, sie also in der Familie eine bestimmte Rolle spielen, ist dies fraglos höchst interessant, doch welche Bedeutung ihnen letztendlich zukam, wird nicht eruiert. In punkto Benutzerfreundlichkeit bleibt der Band einiges schuldig. Schmerzlich vermißt wird angesichts der Vielfältigkeit der behandelten Themen ein Sachregister, das Namens- und Ortsregister allein reicht nicht aus. Die Ergebnisse zum Alphabetismus (U. KNOOP, D. MARCHE-SINI) verdienen dagegen hervorgehoben zu werden. Sie legen nahe, Lese- und Schreibfähigkeit nicht länger als eine homogene technische Kompetenz erscheinen zu lassen. Es sind Fähigkeiten, die funktional verbunden, aber auch autonom ausführbar waren. Einige konnten lesen, aber nur unterschreiben, andere nicht lesen, jedoch schreiben. Schon im Jahre 1502 gelang es einer bäuerlichen Gemeinschaft in Deutschland, die eigenen Interessen schriftlich zu artikulieren per Diktat. Solche Ergebnisse legen nahe, bisherige Prozentzahlen zur Alphabetisierung zu überdenken. Andererseits bleiben Wünsche offen: Wie hielt man es beispielsweise mit dem Delegieren des Schreibaktes? Fazit: Auch wenn die Aufsatzsammlung kein Grundlagenband ist, schon allein weil es an systematisch methodischen Überlegungen zur Bewältigung des Aufgabenberges mangelt, vermag sie doch – und hier muß man Roger Chartier³ zustimmen – zweierlei zu leisten: Anhand von Fallstudien wird verdeutlicht, daß erstens die Kulturpraktiken des Lesens und des Schreibens in einem engen reziproken Verhältnis zueinanderstehen und von daher nicht unabhängig voneinander betrachtet werden sollten; und zweitens zeigt sich, daß in der Frühen Neuzeit immer weniger Menschen von der skriptographischen und typographischen Informationsverarbeitung im Bereich des öffentlichen und privaten Lebens ausgeschlossen waren. Dies wurde bisher nur unzulänglich beschrieben. Der Anfang ist gemacht, warten wir auf mehr.

Friedhelm BECKMANN, Düsseldorf

2 Es handelt sich um eine Untersuchung von M. Marion, *Les bibliothèques privées à Paris au milieu du XVIII^e siècle*, Paris 1978. Zum Problem der Alphabetisierung siehe auch die frühe umfassende Bestandsaufnahme von F. FURET, J. OZOUF: *Lire et écrire. L'alphabétisation des Français de Calvin à Jules Ferry*, Paris 1977, 2 Bde.

3 R. CHARTIER, in: *Avant-propos*, S. 10 und 14.